

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 27/3 (2000)

DOI: 10.11588/fr.2000.3.61883

---

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

mende Annäherungen und Gemeinsamkeiten: Sowohl in puncto Industrialisierung als auch in der Wirtschaftspolitik bewegten sich Deutschland und Frankreich aufeinander zu. Dasselbe gilt für den Konsumbereich, insbesondere den Wohnstandard, die Sekundar- und Hochschulausbildung, die Oberschicht und den Sozialstaat. Ursächlich dafür ist auch eine zunehmende Verflechtung beider Gesellschaften, die zum dauernden Austausch von Menschen und Waren geführt hat. Daher bilanziert Kaelble, »daß sich die französische und deutsche Gesellschaft in der Geschichte kaum einmal so nahe waren wie in der Gegenwart« (S. 515). Zudem lautet sein optimistisches Fazit, daß daran auch die Wiedervereinigung letztlich nichts ändern werde – schließlich weise auch ein Vergleich zwischen der ostdeutschen Gesellschaft und Frankreich mehr Verbindendes als Trennendes auf.

Reiner MARCOWITZ, Dresden

Guy THUILLIER, *L'histoire entre le rêve et la raison. Introduction au métier de l'historien*, Paris (Economica) 1998, VII–873 S.

Schon seit vielen Jahren fordert Guy Thuillier ein intensiveres Nachdenken über die Arbeit des Historikers. Er sieht hier ein Defizit der französischen Geschichtswissenschaft, von wenigen Ausnahmen wie Marc Blochs »Apologie pour l'histoire« abgesehen. Nun hat Thuillier bereits, zusammen mit Jean Tulard, dem renommierten Biographen Napoleons, eine Reihe kleinerer Versuche zu diesem Thema unternommen, wobei insbesondere der in der Reihe *Que-sais-je?* veröffentlichte Band »Le métier d'historien« zu nennen ist. Mit »*L'histoire entre le rêve et la raison*« legt er jetzt, diesmal allerdings ohne Tulard als Koautor, ein umfangreiches Werk vor, das die Summe seiner Ideen darstellt.

Eigentlich beschäftigt sich Thuillier vornehmlich mit Alltagsgeschichte, also mit der Geschichte der täglichen Erlebnisse und Erfahrungen der Menschen, etwa im Umgang mit ihrem Körper oder beim Gebrauch von Waschmitteln im 19. Jh. Diesen Themen widmete er sich auch in seiner Monographie »*Pour une histoire du quotidien au XIX<sup>e</sup> siècle en Nivernais*« aus dem Jahre 1977, einer Beschreibung verschiedener Facetten des Alltags seiner Heimatregion. Dem Historiker, der damals das kämpferische Vorwort schrieb, ist jetzt Thuilliers Band gewidmet: Paul Leuilliot, Geschäftsführer der Zeitschrift *Annales* in ihrer Gründungszeit, später dann Pionier der Alltagsgeschichte in Frankreich. Es ist somit nicht verwunderlich, daß Thuillier in seiner neuen Schrift eine Lanze bricht für die Alltagsgeschichte, oder weiter gefaßt: für die Geschichte am Rande, die unmögliche Geschichte, wie er sie auch nennt.

Dieser Art der Geschichtsschreibung entspricht es nun allerdings nicht, wenn der Historiker sich der Vergangenheit auf dem Wege der Vernunft nähert; er muß sie statt dessen erträumen, ertasten und erschauen. Denn nur so kann er die tief verborgenen und nur schwer zugänglichen Räume des menschlichen Lebens erkunden. Der Traum, die Intuition, die Fähigkeit zur Einfühlung – das setzt Thuillier ganz bewußt gegen jede Anmaßung der Historie, als Wissenschaft gelten zu wollen. Alle Bestrebungen, Geschichte rational verständlich zu machen, nach Kausalitäten, nach einer logischen Entwicklung zu suchen, sind ihm fremd, ebenso wie der Wunsch nach einer möglichst objektiven Darstellung von Geschichte. Nicht daß Thuillier keinen Wert legte auf die Nähe zu den historischen Quellen. Im Gegenteil, er betrachtet dies sogar als handwerkliche Voraussetzung, ohne die viele historische Arbeiten bald verjährt wären. Dennoch: die Forschungen der Historiker, so glaubt er, führen keineswegs dazu, wahre Aussagen über die Vergangenheit machen zu können. Denn die Historie ist nicht Wissenschaft, sondern lediglich ein Spiel, ein Spiel, das zwar Vergnügen bereiten kann, aber letztendlich ohne Ertrag bleibt.

Für Thuillier kann die Historie vor allem auch deshalb keine Wissenschaft sein, weil er die Persönlichkeit des einzelnen Historikers für ungleich bedeutsamer hält als das Studium

der Quellen. Sie vermag es, der historischen Forschung ihren Stempel aufzudrücken, und erst dadurch, daß der Historiker sich seinem eigenen Werk verschreibt, gelingt es ihm, seine Persönlichkeit ganz zu entfalten. Im Bewußtsein der eigenen Vergänglichkeit und der seiner Schriften bleibt dem Historiker nur ein Ausweg: die Arbeit am eigenen Ich, und zwar durch die Arbeit am eigenen Werk – etwas, das Thuillier als quasi-religiösen Akt, gleichsam als Gebet verstehen will. Nur wenn der Historiker als Individuum sowohl den Willen hat als auch die Anstrengungen und Opfer auf sich nimmt, historische Forschung in völliger Freiheit, aber auch Einsamkeit zu betreiben, ist er kreativ und kann Neues schaffen. Diese schöpferische Intuition versiegt aber dann, wenn er sein Ich, seine Individualität verliert: wenn er einer dogmatischen Schule angehört, politischen, ideologischen oder religiösen Vorurteilen verfällt, festgelegtes Wissen in Lehrbüchern und Vorlesungen vermittelt, dem Karrierestreben nachgibt, in Gruppen forscht und, ermuntert durch die Verlage, für das breite Publikum historische Essays schreibt. Aber auch die Geschichtsschreibung, die auf rationalem Wege zu Erkenntnissen gelangen möchte, wie die moderne Wirtschafts- und Sozialgeschichte, wirkt nicht innovativ. Denn abstrakte Kurven und Zahlen können nicht das Dasein der Menschen, ihr Leben zum Tode erfassen. Das wirklich Wichtige, so Thuillier, kann indessen die Alltagsgeschichte tastend erspüren, träumend entdecken. Obwohl sie dadurch innovativ wirkt, ist trotzdem ungewiß, ob ihr die Zukunft gehört: denn die Geschichtsschreibung, zumal in Frankreich, wird nicht dem Traum, dieser urpersönlichen Intuition, sondern wohl auch weiterhin dem Verstand den Vorzug geben, wie Thuillier in seiner Vorausschau ein wenig resigniert, aber noch nicht ganz ohne Hoffnung feststellt.

Das sind, reduziert auf ihre Kernpunkte, die Ideen und Überlegungen Thuilliers zur Arbeit des Historikers. Ohne Zweifel, es handelt sich um eine auf breitem Raum ausformulierte Doktrin der Alltagsgeschichte. Thuillier stellt den Zusammenhang zwischen der Persönlichkeit des Historikers und dessen Werk sicherlich zu Recht in den Mittelpunkt seiner Untersuchung. Es war für die Historiographiegeschichte von jeher ein fruchtbares Unterfangen, nach der Originalität des wissenschaftlichen Lebenswerks eines Historikers zu fragen. Interessant ist es durchaus auch, wenn Thuillier eine Art Anthropologie des Historikers zu entwerfen und dessen Innenleben jenseits des Rationalen zu ergründen versucht, wohl in Anlehnung an seine eigene Methodik der Geschichtsschreibung. Freilich hätte er es unter allen Umständen vermeiden müssen, äußere Einflüsse auf die Historikerschaft einfach zu ignorieren, sei es nun die Rezeption von aktuellen Ereignissen, zumal solche politischer Natur, oder die bestimmter philosophischer, wissenschaftlicher und literarischer Strömungen. Es erscheint da nur paradox, wenn auch Thuillier seinerseits offenbar literarischen und philosophischen Einflüssen unterliegt: zu nennen ist hier in erster Linie Paul Valéry, aber ferner auch Charles Péguy, Henri Bergson, Maine de Biran, Anatole France, Gaston Bachelard und andere. Man muß sich wohl fragen, ob Thuilliers Sicht nicht zu einseitig ist. Ist denn Geschichtsschreibung nicht auch intellektuelle Arbeit? Kann sie denn nicht wenigstens nach Objektivität streben? Sind andere Teildisziplinen nicht mindestens genauso wichtig wie die Alltagsgeschichte? Außerdem hat Thuilliers Monographie leider erhebliche Längen: ungeachtet des klaren, verständlichen Stils sind die vielen, oft seitenlangen Aufzählungen sowie ungezählte Wiederholungen von bestimmten Wendungen, Zitaten und Anekdoten einfach ermüdend. Und schließlich gewinnt man den Eindruck, daß zahlreiche Kapitel, im Grunde fast die gesamte zweite Hälfte, nur überzählige Variationen zu einem allzu bekannten Grundthema darstellen. Alles in allem muten viele von Thuilliers Vorstellungen zu idealistisch an: eine von allem Politischen bereinigte Geschichtsschreibung, die vollkommene Autonomie des Historikers als Individuum, ein radikaler Antirationalismus, Träumen statt Rasonieren – eine so konzipierte Historie bleibt wohl auch in Zukunft, was sie heute bereits ist: ein einsam dastehender Findling.

Markus BODLER, Sonthofen